

Feuilleton.

Die heilige Karwoche.

Als Jesus von seiner Mutter ging
Und die große heilige Woche anfang,
Da hatte Maria viel Herzeleid,
Sie fragte den Sohn mit Traurigkeit:
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Sonntag sein?“
Am Sonntag werd' ich ein König sein,
Da wird man mir Kleider u. Palmen streu'n.
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Montag sein?“
Am Montag bin ich ein Wandersmann,
Der nirgends ein Obdach finden kann.
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Dienstag sein?“
Am Dienstag bin ich der Welt ein Prophet,
Verkünde, wie Himmel und Erde vergeht.
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Mittwoch sein?“
Am Mittwoch bin ich gar arm und gering,
Verkauft um dreißig Silberling.
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Donnerstag sein?“

Am Donnerstag bin ich im Speisesaal
Das Osterlamm beim Abendmahl.
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Freitag sein?“
Ach, Mutter, liebste Mutter mein,
Könnt' dir der Freitag verborgen sein!
Am Freitag, liebste Mutter mein,
Da werd' ich ans Kreuz genagelt sein;
Drei Nägel, die geh'n mir durch Hände' und Füß'
Verzage nicht, Mutter, das End' ist süß!
„Ach, Sohn, du lieber Jesu mein,
Was wirst du am heiligen Samstag sein?“
Am Samstag bin ich ein Weizenkorn,
Das in der Erde wird neugebor'n.
Und am Sonntag, freue dich, Mutter mein,
Da werd' ich vom Tode erstanden sein;
Dann trag' ich das Kreuz mit der Fah'n in der Hand,
Dann siehst du mich wieder im Glorienstand.
Alles Volkslied aus dem 16. Jahrhundert.

Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit
des Rünischen Waldes.

Von Anton Schott.

(Schluß.)

Trübfinnig und finster vor sich
hinblickend steigt der Beri die
Hänge hinab gegen seinen Hof.
Er ist von der selben Art, wie schier
die Waldbente alle: Es darf schon hübsch
was an sie herantreten, bis es sie aus
ihrem Gleichmute bringt, Freud oder
Leid. Aber was der heutige Tag ge-
bracht, das reicht ihm nachgerade schon.
Erst die an Nartheit grenzende Tat
des Bruders und nachher dessen Ge-
fangenahme! Er stellt sich so bei-
läufig vor, wie ihm sein würde, wenn
er als Gefangener in Kette und Eisen
gehen müßte. . . . Nein, lieber gleich auf
dem Plage bleiben, so war ihm.

In der Stube trifft er die Hauserin
und die Piesel. Das junge Volk der
Ehehalten ist schon ausgeflogen zum
Tanze.

„Wie geht's der Mutter?“ fragt
er.

„Ich mein, es wird wieder ausgehen,“
mutmaßt die Hauserin. „Jetzt hat sie
schon ein bißel eingeschlafen. Aber
Höhen kriegt sie und irreden tut sie,
wie wenn sie das Fieber kriegte. Und
alleweil schreit sie um Hilfe im Schlaf.“

Leicht daß es ihr noch immer vorgeht
im Traum, daß ihr der Einöder hat nach
dem Leben getrachtet.“

„Das ist ein Kreuz!“ seufzt er und
läßt sich müde und abgespannt am Tische
nieder.

„Was habt Ihr im Einöderhof getan?
Ich hab' Euch hinausgehen gesehen.“

„Eingeliefert haben sie ihn als Ge-
fangenen.“

„Mußt es leichter nehmen, Bauer!“
redet ihm die Piesel zu. „Deine Mutter
wird schon wieder aufkommen. Es
wird gerad' nur der Schrecken sein, was
sie krank macht; der Ahn hat auch so
gemeint. Sie ist schon ein altes Lent,
und hart ankommen wird es ihr halt
auch. Aber ein Kreuz ist so etwas ja,
da hast schon recht.“

Er geht in die Kammer und steht
eine Weile vor dem Krankenbette. In
stillem Schlummer liegt das alte Weib
da und die Atemzüge sind ruhig und
gleichmäßig. Schon will er sich wieder
abwenden und hinausgehen. Da wirft
sie überlings die Hände wie abwehrend
vor sich hin. „Nicht, Mentl, nicht!“
stöhnt sie. „Du mir nichts!“ Schau,
was ich für eine schlechte Mutter . . .
gewesen bin z'wegen Deiner. . . daß
Dir der Hof bleiben ist. Sollst . . .
mir schon anders danken. . . Du' mir
nichts!“ Dann sinken die Arme wieder
zurück auf das Kissen, und sie schläft so
ruhig wie vorhin.

Nach einem Weilschen kommt ein
Schuldirnlein daher gelaufen.

„Wem gehörst denn?“ fragt es der
Beri, da es unschlüssig an der Türe
stehen bleibt und geschämig umherschaut.

„Dem Wolferl.“

„Willst leicht etwas?“

„Ja, die Einöderbas' hat mich her-
geschickt. Ihr sollt hinausgehen zu uns,
weil . . . weil sie Euch etwas sagen
will.“

„Ist sie leicht recht schlecht?“ fragt
die Hauserin, während der Beri die
Töpfe anzieht und den Hut auf den
Kopfe drückt.

„Ich mein' nicht. Sie liegt halt . . .
und um den Pfarrer ist der Inhäusler
gangen.“

Der Beri reicht dem Dirnlein einen
Kuchen, weil es zur Kirchweih so Brauch
ist, und als dies die Gabe nach langem
Spreizen und geschämigem Ablehnen
doch genommen, geht er. Schweigend
und sinnend stapft er dem Dirnlein
nach.

Vom Tale herauf dringen einzelne
Töne der Musik. Er zuckt fast zu-
sammen, als er sie hört. Dort unten
ist Freude und Festesstimmung, und
hier oben im Gehänge . . . lauert der
Tod. . . .

In des Wolferl Stube sitzen eine
Menge Weiber auf den die Wände ent-
lang laufenden Bänken und reden und
raten halblaut miteinander. Und in
der großen Himmelbettstatt vorne liegt
die Broni und ringt nach Atem.

„Sie will gerad noch reden mit Dir,“
erklärt der Wolferl. „Geh nur hin;
mir scheint, sie schläft nicht.“

Der Kranken Augen leuchten in felt-
samen Glanze auf, als der Beri an ihr

Lager tritt. „Laß sie hinausgehen!“
haucht sie.

Der Beri tut ihren Wunsch den
Weibern kund, und als sich die etwas
widerwillig entfernt haben, mahnt er sie:
„Was willst mir denn?“

„Sie richtet sich mühsam empor in
den Kissen. „Ich hab noch einmal
reden müssen mit Dir,“ fängt sie lang-
sam an. „Wie . . . es voneh' zwischen
uns gewesen ist, wirst noch wissen. . . .“
„Laß die alten Geschichten!“ unter-
bricht er sie, und seine Stimme klingt
etwas rauher denn sonst.

„Nein, es muß gesagt werden. Ich
hab um den . . . Pfarrer schicken lassen
eher vor möcht' ich . . . auch mit der Welt
ins Reine kommen. Also sel ist gewesen;
und schau, ich bin schlecht genug gewesen
und . . . hab Deinen Bruder geheiratet,
wie Du auf einmal verschwunden ge-
wesen bist und sie mir nicht nachlassen
haben. . . . Los nur!“ bittet sie, als er
sie wieder unterbrechen will. „Ich hab'
alles tragen mit Geduld. Da hat es
auf einmal geheißen, Du kommst wieder.
Und . . . und da bin ich es gewesen, die
den Mentl angehebt hat, daß er alles
tun soll, um das zu verhindern. Aber
aus Falschheit hab ich es nicht tan; aus
Haß. . . gerad nur, weil ich gefürchtet
hab, Du. . . ich kommt vergessen, daß
ich . . . Deine Schwägerin bin. Ich
hab' mir einen Haß eingebildet und
hab alles aufgewendet. Es hat nichts
gemerkt. Kommen bist. Und wie Du
das Geld aufgesagt hast, da hab ich
gesonnen, Dich noch wegzubringen. Ich
hab' dem Mentl den Rat geben, daß er
Dich mit dem schlechten Geld. . . be-
trogen hat, weil . . . Was nutzt die Red?
Es ist alles vorbei, und mit mir geht's
zu End. Gesagt hab ich Dir, was ich
wider Dich getan hab, und was mich
auf das Gewissen drückt. . . . Kommst
mir verzeihen, Beri? Es ist nicht aus
Haß geschehen.“

„Wenn Dich sonst nichts drückt in der
Ewigkeit, das soll Dich nicht drücken,“
versichert er. „Von mir aus ist Dir
alles verziehen, alles.“

Zwei große Tropfen rollen ihr über
die bleichen, grünlich schillernden Wan-
gen herab, während sie ihm die Hand
hinhält. „Vergelt's Gott! Und wenn
ich hinkomm in die Ewigkeit, so viel ich
kann, bitte ich den Herrgott, er soll Dich
glücklich machen, so glücklich, wie ich un-
glücklich gewesen bin.“

Vor dem Hause bimmelt das Glök-
lein des Kirchendiener's, der den Pfarrer
heraufbegleitet hat zur Dienstleistung
bei der Spendung der heiligen Weg-
zehrung. Noch einmal drückt sie ihm
die Hand, und dann geht auch er hinaus
zu den andern.

In der Nacht darauf scheidet sie da-
hin. Kein Ausruf des Schmerzes, keine
Klage kommt über ihre Lippen, so sehr
der Schmerz auch ihr Gesicht entstellt
und verzerrt. Der Tod ist ihr ein
Erlöser.

Es ist am Tage nach dem Christ-
feste.

Im Rauchfange heult und braust der
über das Gelände dahinfegende Sturm-
wind, und an den Türen rüttelt und

poltert er gleich einem Rasenden. Und
über die Fluren und Gefilde dahin jagt
das Schneegestöber, und an dem Fenster
des Bucherhofes weht es vorbei, daß
man nicht einmal zum Stadel und zum
Leibstuhnhäufel hinüberzusehen vermag.
Solche Tage gibt es schon im Walde.

Der Beri sitzt am Tische und liest in
einigen Schriften, die ihm am Vormit-
tage der Richter übergehen hat. Es
sind die Zuschriften vom Obergerichter-
amte und vom Wüsttriger Oberamte,
daß er nach dem erfolgten Ableben
seines Bruders und seiner Schwägerin
der Erbe und nunmehrige Besitzer des
Einöderhofes ist. Und dabei tauchen
die Erinnerungen an die verfloßene
Kirchweih wieder in allen Einzelheiten
in seinem Kopfe auf. . . . Am andern
Tage, nachdem die Broni verschieden,
haben sie auf dem Kirchwege erzählt,
was für einen Tod der Mentl genom-
men. Bis gegen Wüsttrig hinein haben
sie ihn gebracht, ohne daß er gemerkt
hätte. Kein Wort hat er geredet, keine
Stilbe, und mit keiner Wimper hat er
gequält. Aber dort, wo sich der Weg
ein Strecklein knapp neben dem Angel-
flusse hinzieht, hat er überlings einen
Sprung über das Gestade hinunter getan
in die vom geschmolzenen Schnee hoch-
angeschwollene Angel. Ein paar mal
ist er auf- und niedergetaucht, dann ist
er verschwunden. Nach vielen Tagen
erst haben sie ihn weit drinnen im Flach-
lande gefunden als einen Toten, die
Arme noch in den Handeisen. Er hat
sich selbst sein Urteil gesprochen.

Und gerade am Allerseelentage haben
sie seine Mutter hinuntergefahren in den
Freithof. Die Leute haben gesagt, das
Gift hätte ihr nicht so viel getan, des-
wegen hätte sie nicht zu sterben brau-
chen; sie hat es ja gleich wieder aus dem
Magen gestoßen. Aber der Schreck und
das Bewußtsein, daß ihr Kind es ge-
wesen, das sie vergiftet hat, das hätte
sie unter die Erde gebracht. Auch der
Bader ist derselben Ansicht gewesen.
Da dürfte es damit wohl seine Richtig-
keit gehabt haben. Sie hat ihm alles
gestanden, was sie wider ihn angezettelt,
und er hätte ihr noch mehr verziehen,
viel mehr noch. Es war überstanden,
und sie war seine Mutter trotz al-
dem. . . . Gar sie und der alte Bucher-
bauer haben sich ausgeföhnt. Sie hat
um ihn geschickt, und er ist gekommen.
Aber gestritten haben die zwei und
einander zugeredet, so viel, daß er alles
eher gehofft hätte, als daß sie sich aus-
föhnen würden. Dann überlings haben
sie einander bei den Händen gehabt,
während sie sich noch kampfbereit in die
Augen sahen.

Zum erstenmal hat er da den Alten
ein milde, weiches Wort reden hören:
„Ich tai' es nimmer, nicht um den gan-
zen Waldhowsd mehr.“

Und seither war die Zeit dahinge-
schlichen, ein Tag trüber als der andere.
Wie ihm da oft gewesen ist! Er kann
es keinem sagen, und auch wenn er es
könnte, so würde es ihm keiner glauben,
der nicht selbst in diesen Schuhen gesteckt
hat. Gekränkt hat er sich, geärgert und
geschämt, und wie ein Felsentrümm hat
es ihm auf dem Herzen gelegen.